Niemand ist eine Insel

40 JAHRE MÜNCHNER INSEL

DIE MÜNCHNER INSEL

ist eine Krisen- und Lebensberatungsstelle
der evangelischen und der katholischen Kirche.

Wir sind ansprechbar für jeden und zu jedem Thema.

Ihre Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner sind Psychologen,
Sozialpädagogen, Eheberater, Familientherapeuten,
Seelsorger, Theologen und Juristen.

Sie können ein persönliches Gespräch führen
und dabei anonym bleiben.

Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

Gemeinsam suchen wir nach Lösungen.

Münchner Insel

ZUM 40. JUBILÄUM DER MÜNCHNER INSEL

München leuchtet – wenngleich das Originalzitat aus Thomas Manns Novelle „Gladius Dei“ in die Vergangenheit weist, so gilt es doch nach wie vor. Die bayerische Landeshauptstadt nimmt heute auf vielen Gebieten einen Spitzenplatz ein. Dabei hat auch das „leuchtende München“ seine Schattenseiten. Auch hier sind Menschen ausgeschlossen von der Teilhabe am Leben der Stadt, durch materielle Armut, psychische Erkrankung, Sprachprobleme oder andere Nöte. Das Ziel, nicht nur ein integratives, sondern inklusives Miteinander in der Münchner Stadtgesellschaft zu schaffen, ist ehrgeizig und wäre ohne engagierte Mitstreiter nicht zu erreichen.

Vor diesem Hintergrund ist es gut, an einem der zentralen Orte im Herzen unserer Stadt eine offene Tür mit niedriger Schwelle zu wissen, in der Menschen unabhängig von ihrem sozialen, ethnischen oder religiösen Hintergrund kompetente, professionelle Beratung und Hilfestellung finden. Niemand wird ausgeschlossen, jede und jeder kann kommen.

Genau dafür wurde die Münchner Insel vor 40 Jahren gegründet, als offenes Angebot der beiden großen Kirchen, als ökumenische Einrichtung zur Krisen- und Lebensberatung, in der Rat- und Hilfesuchende in allen Lebenslagen Beistand und Zuwendung erfahren. Mehr als 300.000 Beratungsgespräche haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter seither geführt.
Ihnen allen wie auch den beiden Trägern der Einrichtung, dem Erzbischöflichen Ordinariat München und Freising und dem Evangelisch-Lutherischen Dekanat München, sage ich für diesen wertvollen und unverzichtbaren Beitrag zur sozialen Inklusion möglichst vieler Menschen und damit auch zum Münchner Leitbild der solidarischen Stadt meinen ausdrücklichen Dank.

Zum 40-jährigen Jubiläum der Münchner Insel gratuliere ich sehr herzlich und wünsche zunächst für die Übergangszeit im Provisorium am Viktualienmarkt, aber auch darüber hinaus viel Mut und Kraft, um denen, die nicht mehr weiter wissen im „leuchtenden München“, beratend und hilfreich zur Seite zu stehen.

DR. CHRISTIAN UDE
OBERBÜRGERMEISTER
LANDESHAUPTSTADT MÜNCHEN

40 JAHRE ÖKUMENISCHE KRISENBERATUNG

Für so manchen, der auf hoher See in Not geraten ist, wurde eine Insel die Lebensrettung: plötzlich unter den Füßen wieder festen Boden spüren, der trägt und Hoffnung gibt. Gut 300.000 Menschen haben sich in den vergangenen 40 Jahren mit dem, was sie bewegt und was ihnen Not macht, an den Strand der „Münchner Insel“ gerettet und Hilfe erfahren. Viele von ihnen haben die Räume unserer „Rettungsinsel“ mit neuem Mut verlassen oder mit dem Wissen, wieder kommen zu können, wenn ihnen das Wasser einmal wieder bis zum Hals stehen stehen sollte! Sie haben erlebt, dass dort, hinter den Wänden der beiden kleinen Kioske im Zwischengeschoss des U-Bahnhofes Menschen für sie da sind, bereit, ihnen zuzuhören, Zeit zu haben ganz allein nur für die Fragen und Themen, mit denen ihre Gäste zur Tür herein kommen.

Spannende, tragische, dramatische, ernste und manchmal auch kuriose Geschichten haben die Wände der kleinen Beratungszimmer in den vier vergangenen Jahrzehnten zu hören bekommen. Die von den beiden großen christlichen Kirchen von Beginn an mit großer Selbstverständlichkeit gemeinsam getragene Einrichtung ist so gesehen eine Erfolgsgeschichte und man muss kein Prophet sein, um sagen zu können: Es wird ihn weiterhin brauchen, diesen Ort zum Durch- und Aufatmen inmitten des von Anonymität und Betriebsamkeit geprägten Großstadtmeeres, weil Menschen eben mehr zum Leben benötigen als Einkaufsmöglichkeiten, Konsum, Unterhaltung und Kultur – so sehr auch das alles zum Leben gehört.

Geschützte Räume, qualifizierte Gesprächspartner, ein vollkommen bürokratieloser Zugang, kostenlos für jedermann/-frau, egal welcher Herkunft und Religion, unbedingte Vertraulichkeit und die Bereitschaft unserer Berater/-innen, mit jedem Gast ganz individuell nach Lösungen und neuen Wegen zu suchen - das macht die „Münchner Insel“ so besonders und einmalig in unserer Stadt.

Eine geraume Zeit lang – für drei Jahre etwa – muss die „Insel“ wegen des Umbaus des Untergeschosses in ein Ausweichquartier umziehen. „Oberirdisch“ zwar, aber ganz in der Nähe.
Wir sind den Stadtwerken sehr dankbar, dass sie uns von Anfang an unterstützt und versprochen haben, dass die Insel anschließend wieder einen Platz im neuen Untergeschoß haben wird.
Dankbar sind wir der Landeshauptstadt München. Deren Verantwortliche haben in all den Jahren nie einen Zweifel daran gelassen, wie sehr sie die Arbeit der Beratungsstelle als wichtigen und unverzichtbaren Beitrag der Kirchen zu einer sozialen, toleranten und menschenfreundlichen Stadtgesellschaft schätzen! Auf ihre Unterstützung konnten und können wir uns immer verlassen.
Und dankbar sind wir den katholischen und evangelischen Mitarbeitenden, die hauptberuflich oder als Honorarkräfte, in all den Jahren die „Münchner Insel“ zu einem Ort gemacht haben, an dem Menschen sich willkommen, vorbehaltlos angenommen und im echten Sinne „gut beraten“ gefühlt haben! Sie vor allem sind es, die ihren Gästen vermitteln, dass bei Gott Gastfreundschaft groß geschrieben wird und ihm jeder einzelne Mensch ungeheuer wichtig ist!

KLAUS SCHMUCKER
KIRCHENRAT DER ELKB, LEITER DER EVANGELISCHEN DIENSTE IM DEKANATSBEZIRK MÜNCHEN

GRUSSWORT UND DANK

Gesehen werden - anerkannt werden - Heimat finden.
Dies sind menschliche Grundbedürfnisse, um deren Erfüllung es an diesem Ort geht: in der Münchner Insel. Diese Einrichtung wird in ökumenischer Partnerschaft vom Erzbischöflichen Ordinariat München und dem evangelisch-lutherischen Dekanat München getragen.

Seit 40 Jahren gibt es nun das Angebot dieser Insel. Menschen, die hierher kommen, finden eine Heimat, einen Platz um ihre Sorgen abzuladen, finden Gehör und erfahren Ansehen. Hier werden keine ungebetenen Ratschläge verteilt, jeder hat die innere und äußere Freiheit, seinen Platz zu finden, zu verweilen und wieder zu gehen.

Die Beraterinnen und Berater stehen zur Verfügung, sie bleiben da und garantieren durch ihre Anwesenheit Stabilität und Kontinuität. Sie bieten ein verlässliches Gesprächs- und Beziehungsangebot und begleiten so manchen ein Stück auf seinem Weg.

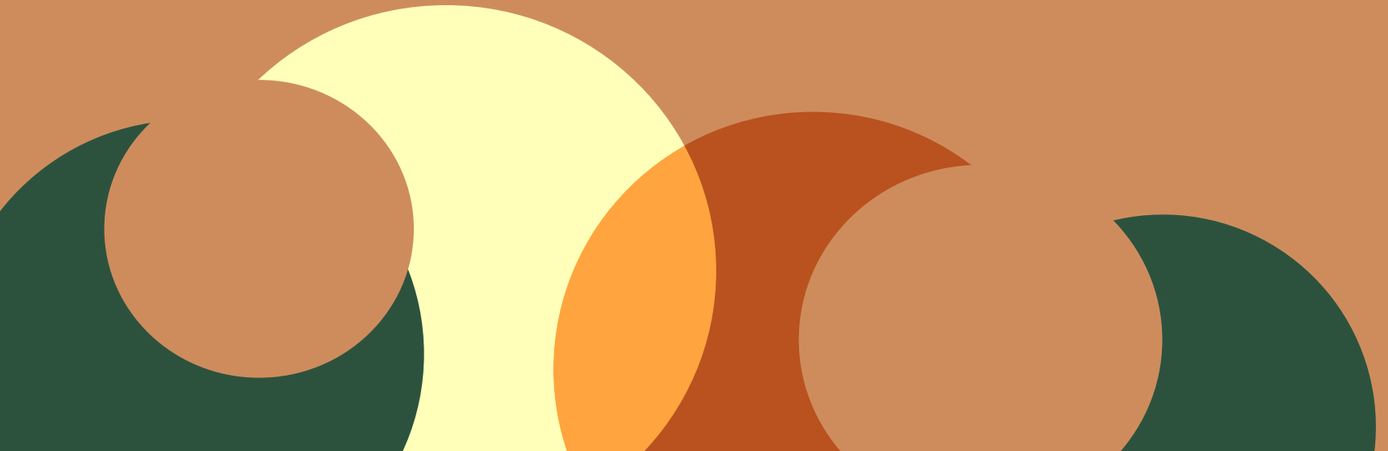
Die beiden Kirchen stellen diesen Raum der Begegnung, des Gespräches und der Unterstützung zur Verfügung. Im Miteinander mit der Stadt München, mit vielen Einrichtungen und Initiativen ist über diesen Zeitraum von 40 Jahren ein tragfähiges Netzwerk entstanden, das vielen Menschen Hilfe und Unterstützung anbieten und vermitteln konnte.

Wir möchten an dieser Stelle auch den Stadtwerken München danken, die keine Kosten und Mühen gescheut haben, für die etwa dreijährige Umbauzeit des Marienplatz-Untergeschosses einen zentralen und repräsentativen neuen Standort am Viktualienmarkt zu bauen.

So ist die Insel nun auf Wanderschaft gegangen. Sowohl während der Zwischenstation am Viktualienmarkt als auch nach der Rückkehr ins erste Untergeschoss des Marienplatzes möge sie ihren Auftrag weiterhin kräftig leben: nämlich die menschenfreundliche und menschenzugewandte Seite Gottes zu verwirklichen.

MONSIGNORE DR. SIEGFRIED KNEISSL
ERZBISCHÖFLICHES ORDINARIAT MÜNCHEN

40 JAHRE IN DEN WELLEN DER GROSSSTADT



Man schrieb das Jahr 1967.

Die Straßenbahn fuhr durchs Karlstor, entlang der Neuhauser und Kaufingerstraße, überquerte den Marienplatz – kreuzte dabei den Durchgangsverkehr, der von der Leopoldstraße zum Sendlinger Tor brauste – und bimmelte dann durchs Tal. An U- und S-Bahn war nicht zu denken. Doch in der Landeshauptstadt tat sich einiges. Die Schwabinger Krawalle fünf Jahre zuvor hatten deutlich gemacht: Nur Gemütlichkeit, Ruhe und Ordnung sind kein Rezept für die brodelnden 60er-Jahre.

In der katholischen Szene war, zwei Jahre nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, vieles in Bewegung geraten, und auch in der evangelischen Kirche tat sich einiges. Die Seelsorgebewegung schwappte aus den USA und den Niederlanden auch ins beschauliche München, die klientenzentrierte Beratung nach Carl Rogers kam groß in Mode.
Auf diesem Boden wuchs ein Pflänzchen, das zunächst gar nicht so recht gedeihen wollte. 1967 entstand in der Runde der evangelischen Dekane die Idee, mitten im städtischen Raum, an einem Verkehrsknotenpunkt, eine kirchliche Beratungsstelle aufzubauen. Obwohl diese Idee zunächst nicht verwirklicht wurde, schaffte sie es in den Evangelischen Pressedienst (epd), wurde in Frankfurt zur Kenntnis genommen und – dort prompt umgesetzt. Im innersten Herzen der City, im Umsteige- und Ladenbauwerk an der Hauptwache wurde im Dezember 1968 eine Beratungsstelle eröffnet. Im Untergeschoss.
Parallel dazu keimte auch auf katholischer Seite der Gedanke, nicht nur mit den vielen Innenstadtkirchen im Zentrum präsent sein zu wollen. Weihbischof Tewes, der als Großstadtpriester in Köln und Berlin die Nöte und Bedürfnisse der Menschen hautnah kennen gelernt hatte und

nun zuständig war für den Seelsorgebezirk München, wurde aktiv. Er spürte in den gesellschaftlichen Umbrüchen dieser Zeit, man dürfe nicht mehr darauf warten, dass die religiös und kirchlich geprägten Stadtmenschen ausschließlich in die Pfarrgemeinden kämen, sondern man müsse dorthin gehen, wo die Menschen sind.
Dann holte Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel die Olympischen Spiele nach München. Hektische Bautätigkeit begann, die das Bild der Innenstadt völlig verändern sollte: Die Fußgängerzone wurde geschaffen, die Trambahn aus der Altstadt verbannt. Stattdessen sollte künftig die S-Bahn die Stadt unterqueren, die sich am Marienplatz mit der U-Bahn kreuzte. Hier, am Kreuzungspunkt im Herzen der Stadt, entstand ein unterirdisches Bauwerk wie an der Frankfurter Hauptwache. Und hier wurde dann nach fünf Jahren endlich auch die Idee einer offenen kirchlichen Beratungsstelle verwirklicht. Wie gut, dass beide Kirchen mit ihren innovativen Ideen zusammen kamen und gemeinsam aktiv wurden.

Liest man heute die Dokumente aus der Entstehungszeit, spürt man förmlich den Aufbruchsgeist, der durch die Kirchen wehte. Kein innerkirchliches, theologisches Angebot sollte erkennbar sein, „das viele Leute von vornherein abhalten würde, die Räume zu betreten“ – wie es in „Arbeitsthesen“ des ersten Leitungstandems, Pater Manfred Muhl und Pfarrer Gerhard Born, heißt. Vielmehr: „Die ‚Insel‘ muss vor allem absolut offen sein.“ Und in einem Pressepapier formulieren es die ersten Leiter ganz pointiert: *„Es geht uns um den Menschen und nicht um die Kirche.“*
Dem Geist der Zeit entsprechend saß man bei schummriger Beleuchtung in tiefen Fauteuils, einen Reporter inspirierte das Ambiente zu dem unsterblichen Ausspruch: „Hier ist es ja so duster

Weihbischof Tewes und Dekan Glaser (v.l.) bei der Eröffnung 1972

„Es geht uns um den Menschen und nicht um die Kirche.“

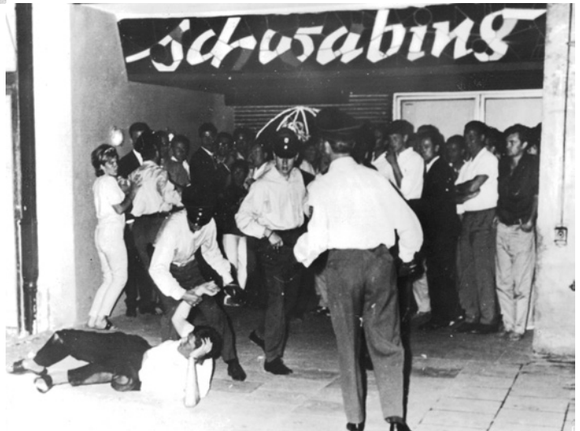
wie im Rotlichtmilieu.“ Und selbstverständlich rauchten Ratsuchende wie Berater – es wurden extra schicke Design-Aschenbecher angeschafft! Die Vorhänge, die damals die Schaufenster von innen verschlossen, wurden durch den Zigarettenrauch und die verschmutzte Stadtluft stark in Mitleidenschaft gezogen. Das engagierte Team nahm alle vier Wochen die Vorhänge ab und wusch sie in den heimischen Waschmaschinen.

40 Jahre später. Seit dem aufregenden Aufbruch 1972 sind 40 Jahre ins Land gegangen. Doch an dem Konzept der Münchner Insel hat sich in all den Jahrzehnten nichts Wesentliches geändert. Nach wie vor ist die Insel eine Anlaufstelle für Menschen in allen möglichen Lebenslagen. Sie bietet Krisen- und Lebensberatung, als Angebot der Kirchen, ja, aber nicht im Eigeninteresse der Kirchen. Nach wie vor steht die Münchner Insel für die dienende Kirche – eine Kirche, die den Menschen dient.

Oft werden wir gefragt, wie sich die Anliegen der Ratsuchenden verändert haben in den 40 Jahren. Einerseits gibt es eine große Konstanz bei den Fragestellungen und Problemen der Menschen über die Jahrzehnte hinweg. Aber natürlich gibt es auch Akzentverschiebungen: Seit etwa 15 Jahren hat sich der Themenbereich „Armut“ und besonders auch die Altersarmut in den Anfragen verdreifacht. Waren in den 70ern und 80ern Trennung und Scheidung noch sehr mit Scham und vor allem mit der „Schuldfrage“ besetzt, nehmen heute Themen rund um Beziehungen und Patchworkfamilien einen großen Raum in den Gesprächen ein. Die Angst, die Arbeit zu verlieren bzw. keine zu finden, ist enorm groß und so verwundert es nicht, dass viele Menschen mit Burnout- und Stresssymptomen aller Art kommen. Junge Menschen befinden sich

trotz Wohlstandsgesellschaft weit häufiger in schweren Identitätskrisen und mühsamen Berufs- und Rollenfindungsprozessen. Individuelle und intergenerationelle Traumata erfahren heutzutage eine andere Aufmerksamkeit und therapeutische Hilfestellung.
Geändert hat sich dankenswerterweise die Zahl der Beraterinnen und Berater: acht Personen unterschiedlicher Profession auf sechs Stellen – die ganz und ausschließlich von den Kirchen bezahlt werden. Und musste die Insel früher im August schließen, weil die Mitarbeitenden ja auch einmal Urlaub brauchten, gibt es jetzt eine Riege von erfahrenen, kompetenten Honorarkräften, die in Urlaubs- und auch Krankheitszeiten einspringen und das Team ergänzen.
Die Zahl der Ratsuchenden stieg von ca. 5000 in den ersten Jahren auf rund 8000 jährlich, das sind im Schnitt ungefähr 33 Gespräche am Tag. Damit ist die Insel gut ausgelastet. Und die Zahl der Ratsuchenden blieb über die Jahre auf diesem Niveau, obwohl sich das Beratungsangebot in München in den vierzig Jahren vervielfacht hat. Trotzdem bleibt die Nachfrage nach dem Angebot der Insel bis heute konstant – sicher ein Zeichen dafür, dass Menschen heute eher Beratung und Therapie in Anspruch nehmen als in den Siebzigern, ebenso sicher aber auch ein Ausweis der gleichbleibend hohen Qualität der Insel-Arbeit.
Der niederschwellige Zugang ohne das Warten auf einen Termin führt dazu, dass viele andere Beratungseinrichtungen auf die Insel als Erstanlaufstelle verweisen. Als Alleinstellungsmerkmal in der Beratungslandschaft gilt auch in den Augen der anderen kommunalen und kirchlichen Einrichtungen der Umstand, dass Ratsuchende sofort, ohne Vorzimmer oder Empfangstheke, mit den Beratern der Insel sprechen können. Pfarrer Burkhard Kühne vom Beratungsdienst Hauptwache in Frankfurt brachte schon Anfang der siebziger Jahre auf den Punkt, was bis heute Kennzeichen der Insel-Arbeit ist:

„Wer zum ersten Mal kommt,
darf nach Möglichkeit nicht wieder weggeschickt werden.“



„Setzen Sie keine Sekretärin in den Empfangsraum. Machen Sie als Fachkräfte den Empfangsdienst selbst. Auf diese Weise haben die Ratsuchenden sofort mit der Person Kontakt, die für alles Weitere zuständig ist. – „Rollieren“ Sie durch die Räume, setzen Sie sich nirgendwo fest.
Alle Mitarbeitenden versehen den gleichen Dienst: Auskünfte geben im Empfang, Hilfsdienste aller Art leisten, Beratungsgespräche unter vier Augen führen – je nach Bedarf.
Sie kommen aus verschiedenen Grundberufen: Lernen Sie voneinander, damit Sie für möglichst viele Themen zuständig sein können. – Geben Sie unbedingt den Erstbesuchern Vorrang und bauen Sie ihren Terminkalender nicht mit festen Terminen zu!
Wer zum ersten Mal kommt, darf nach Möglichkeit nicht wieder weggeschickt werden.“

Dass die evangelische und die katholische Stadtkirche in beispielhafter ökumenischer Eintracht diese vorbildlichen Arbeitsbedingungen bis heute ermöglicht, ist ein Grund großer Dankbarkeit für das Team – und natürlich für alle Menschen, die in der Insel Rat und Hilfe, ein offenes Ohr und ein mitfühlendes Herz vorfinden.

TILMANN HABERER | SYBILLE LOEW

KIRCHE IN DER STADT

INTERVIEW MIT OBERKIRCHENRAT I.R. DR. THEODOR GLASER

Es gibt eine Gründungslegende, die besagt, dass Weihbischof Tewes und Sie als Münchner Dekan gleichzeitig und unabhängig voneinander auf die Idee gekommen sind, in dem neuen unterirdischen Bauwerk am Marienplatz eine kirchliche Beratungsstelle einzurichten. Wie war es denn wirklich?

So ganz genau weiß ich das, ehrlich gesagt, auch nicht mehr. Ich wurde ja erst im Herbst 1971 Dekan von München, die Einweihung der Insel war im April 1972.
Dass wir eine Planungsphase von nur einem halben Jahr gehabt haben sollen, kann ich mir nicht vorstellen. Ich kann also die „Vaterschaft“ für die Münchner Insel nicht für mich beanspruchen. Allerdings haben wir in der Dekane-Runde bereits 1967 erstmals den Gedanken gefasst, so etwas wie ein Beratungszentrum zu schaffen. Das ist dann aus irgendwelchen Gründen gescheitert. Dann haben die Frankfurter ihre Beratungsstelle unter der Hauptwache aufgemacht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir Münchner als Erste die Idee hatten, solche Beratungszentren an markanten städtebaulichen Punkten zu errichten – nur haben die Frankfurter diese Idee als Erste verwirklicht. 1971 sind wir dann in die konkrete Planungsphase eingetreten. Das gesamte städtebauliche Konzept für den Marienplatz im Vorfeld der Olympischen Spiele 1972 spielte eine Rolle, dann sollte die Präsenz der evangelischen Kirche in der City gestärkt werden, und schließlich war entscheidend ein gutes ökumenisches Klima. 1972 wurde ja nicht nur die Münchner Insel als ökumenische Einrichtung gegründet, sondern auch die Kirche im Olympischen Dorf gebaut …

…eine der ganz wenigen wirklich ökumenischen Kirchen…

So ist es. Das Ganze wäre nicht denkbar gewesen ohne Weihbischof Tewes und Kardinal Döpfner, und auf unserer Seite Oberkirchenrat Lanzenstiel. Wir verfolgten das Konzept „Kirche in der Stadt“. Wichtige Bundesgenossen waren Oberbürgermeister Vogel und sehr viele evangelische Stadträte, unter anderem Peter Gauweiler… Auch die Stadt war daran interessiert, diese – auch für München neue – Situation im Untergrund mit Leben und nicht nur mit Durchgangsverkehr und Kommerz zu füllen. Das waren also so die Gründungsideen.

Geistlich-theologisch gesprochen ging es darum, den urbanen Menschen, aber auch den Touristen einen Ort zu geben, zu dem man gehen kann; eine Stelle für sein Herz zu geben – so habe ich es früher immer ausgedrückt.

Stichwort „Kirche in der Stadt“: Wie kam es dazu, dass ein Beratungszentrum eingerichtet wurde und nicht etwa eine Kapelle oder ein Kirchenladen?

Das Ganze war ja 1972, also kurz nach dem einschneidenden Jahr 1968, dazu auch kurz nach dem Konzil, das 1965 zu Ende ging. Es herrschte ein kirchlicher Aufbruchsgeist, ein Aggiornamento, auch auf evangelischer Seite. Es war ja auch die Zeit, in der relativ viele Kirchen gebaut wurden, allerdings nicht als sakrale Räume, sondern es waren die Jahre des Mehrzweckraums. So kam es wohl auch zur Insel: Präsenz der Kirche an einem öffentlichen städtischen Ort.

Gab es auch kritische Stimmen?

Natürlich. Eine typische Anfrage, die damals im Zusammenhang mit der Seelsorgebewegung oft gestellt wurde, lautete: „Wo bleibt da das Proprium, das Eigentliche der Kirche? Ist es Aufgabe der Kirchen, zu beraten?“ Und natürlich gab es auch die Auffassung: „Wenn die Leute ein Problem haben, sollen sie zu ihrem Gemeindepfarrer gehen.“

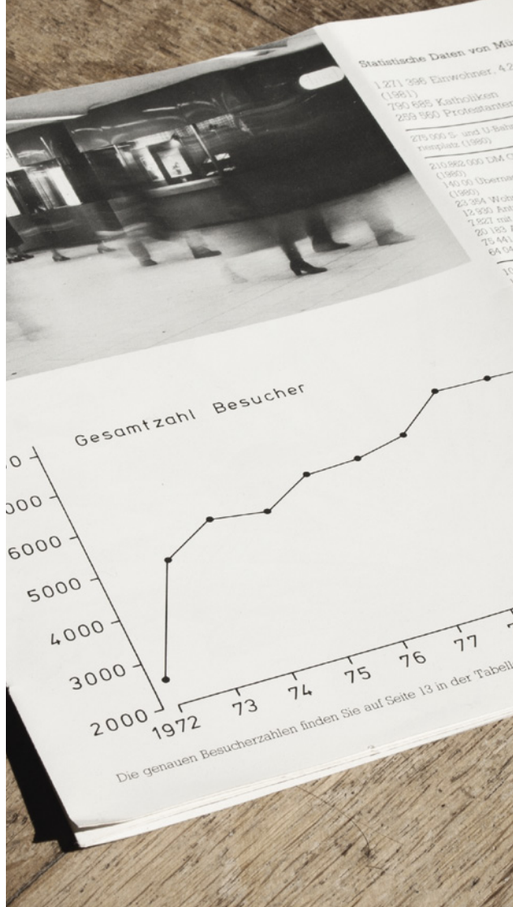
Waren die Öffnungszeiten von Anfang an genauso wie heute?

Am Anfang war die Insel auch samstags besetzt, dafür habe ich mich besonders stark gemacht. Ich hätte mir auch eine Öffnung am Sonntag gut vorstellen können. Merkwürdigerweise wurde die Insel aber am Samstag kaum genutzt, so dass die Samstagsöffnung wieder abgeschafft wurde.

Wie kam es eigentlich zu dem Namen „Insel“?

Es gab damals eine Fraktion, die sagte: Wir müssen unsere Firma herausstellen. Die anderen waren der Überzeugung: Die Schwelle muss niedrig sein. Der Name war so eine Art Kompromiss. Wir bieten eine Insel im Meer der Großstadt, das da unter dem Marienplatz tost, eine Insel für den Schiff- oder Lebensbrüchigen; wahrscheinlich hat auch eine Rolle gespielt, dass die Insel in der Bibel durchweg positiv besetzt ist – so heißt es im Psalm 97: Es seien fröhlich die Inseln. Der schiffbrüchige Apostel Paulus und seine Gefährten retten sich auf die Insel Malta. So ist man zu diesem Namen gekommen. Ganz bewusst hieß es auch Münchner Insel – sie war ja ein Teil des Konzepts „Kirche für die Stadt“. Dabei ist das gar nichts Neues. Im Mittelalter waren die Kirchen grundsätzlich offen und bildeten den Mittelpunkt des bürgerlichen städtischen Lebens. Davon wollten wir etwas wieder beleben.

INTERVIEW: TILMANN HABERER



WIE ALLES BEGANN –

NORBERT MOHR UND MANFRED MUHL ERINNERN SICH

DIE ENTSTEHUNG DER MÜNCHNER INSEL

Manfred Muhl: Wenn ich heute aus dem Abstand von 40 Jahren auf die Münchner Insel blicke, erinnere ich mich noch immer an ein spannendes Projekt der evangelischen und katholischen Kirche, das wert war, es zu konzipieren. Offene Seelsorge unter den Menschen ins Spiel bringen, eben Citypastoral zu präsentieren. Dabei war es wichtig für uns, inmitten einer umtriebigen Geschäftswelt einen Ort und einen Namen zu finden, der das zum Ausdruck bringen musste, was in keiner Ladenstraße, in keinem Einkaufszentrum zu finden ist: ein Abseits im Mittendrin.

Im 1.Untergeschoss des Marienplatzes fand sich ein unauffälliger Kioskbereich, dessen Name ins Auge fallen und zugleich neugierig machen sollte, sich aber trotzdem mit seinen Regeln und Gepflogenheiten von den anderen Geschäften nicht unterschied: Ein Laden sollte es sein, den wir Insel nennen wollten.

Sein Angebot war:

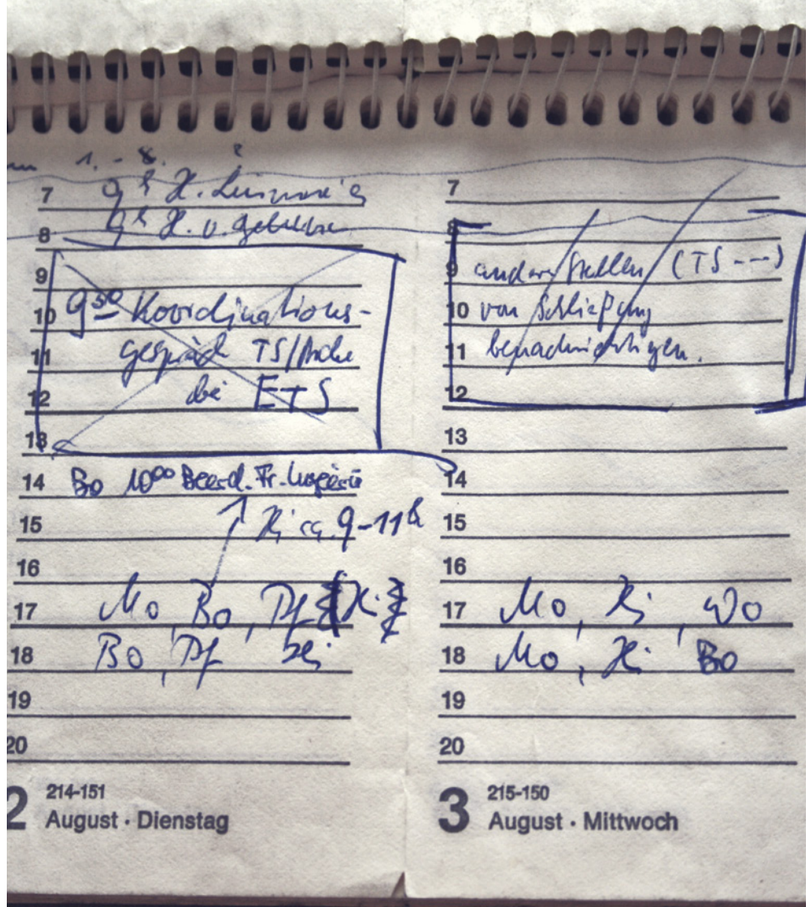
- Information
- Krisen- und
- Lebensberatung geben.

Geworben haben wir mit den „marktüblichen“ Mitteln:

- Wir sind ansprechbar für jeden und zu jedem Thema
- Sie können ein persönliches Gespräch führen und dabei anonym bleiben
- Eine Anmeldung ist nicht erforderlich
- Gemeinsam suchen wir nach Lösungen

Nicht zuletzt waren es auch die bevorstehenden Olympischen Spiele 1972, die dieses Projekt beflügelten. Im Geist damals praktizierter Ökumene fühlten sich beide Kirchen dieser Aufgabe verpflichtet. In der vergangenen Zeit wurde ja in den Jahresberichten einiges über die Münchner Insel geschrieben. So verstehe ich diesen Beitrag mehr als eine noch ganz nahe Erinnerung eines Aufbruchs für eine Cityseelsorge.

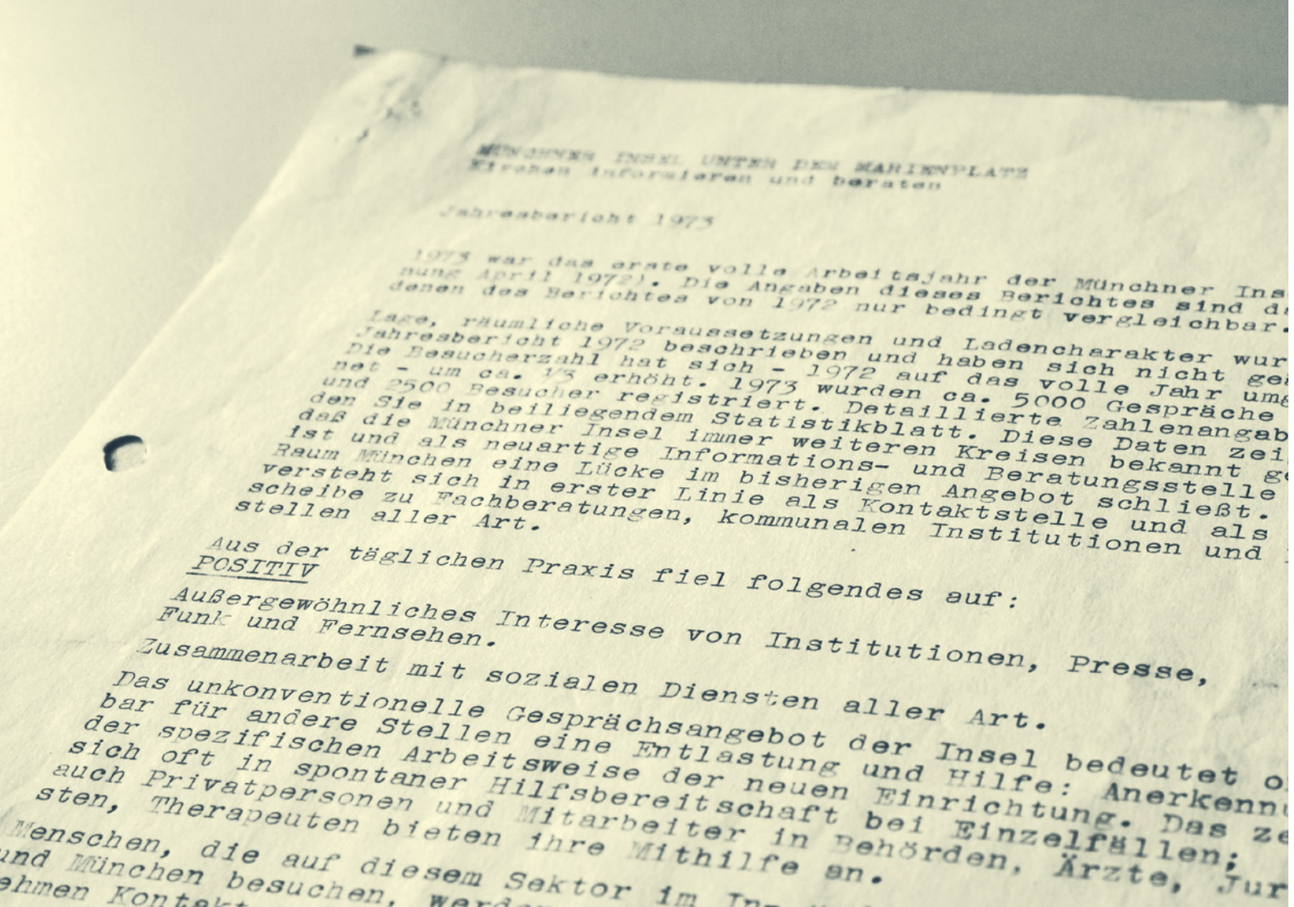
Im Januar 1971 arbeitete ich in der Offenen Tür Hamburg, im gleichen Monat erhielt ich die Anfrage des Seelsorgereferates München, ob ich mich für die Planung und Durchführung eines offenen Beratungsangebotes der Kirchen in der Münchner City zur Verfügung stellen könnte. Mich interessierte ein solches Projekt, zumal ich aus jahrelanger einschlägiger Tätigkeit in diesem Bereich hinreichend Erfahrung mitbrachte.
Für ein Jahr wurde ich mit meinem evangelischen Kollegen Pfarrer Gerhard Born für diese



Aufgabe freigestellt. Dankbar waren wir für die kooperative und offene Bereitschaft kirchlicher Vorgesetzter, uns bei diesem Vorhaben zu unterstützen: Gerne erinnere ich mich deshalb an Weihbischof Tewes, Generalvikar Gruber, Seelsorgereferatsleiter Schneider sowie Dekan Glaser: Sie waren wichtige Unterstützer bei der Initiierung, dem Auf- und Ausbau der City-pastoral in der Münchner Innenstadt. Viele meiner Freunde haben mich und Gerhard Born gerne als die „Gründungsväter“ der Insel gesehen. Doch wir waren lediglich die Projektleiter, denn es waren viele, die ihre Fähigkeiten und ihre Zeit in dieses Projekt einbrachten.

Am 20. April 1972 war es so weit: Die Münchner Insel unter dem Marienplatz wurde eröffnet. Noch war nicht klar, worauf wir uns da wirklich eingelassen hatten. Wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter warteten mit einer gewissen Spannung, wer den Weg zu uns finden würde.
Die versteckte Lage und die Zusicherung der Anonymität bewährten sich mehr und mehr.
Zu unserer Überraschung nahmen Menschen aus allen Bevölkerungsschichten unser Angebot in Anspruch.

Norbert Mohr: Bald wurde uns klar, dass es für unsere Arbeit nicht förderlich war, wenn zu viele Mitarbeiter mit unterschiedlicher Anwesenheit mitwirkten. Das war die Zeit (1973), als ich zum hauptamtlichen katholischen Leiter der Insel benannt wurde, der sich also ohne zusätzliche Nebenverpflichtungen ausschließlich für die dortige Aufgabe zur Verfügung stellte. Für wenige Wochen sammelte ich in der Offenen Tür Frankfurt an der Hauptwache wichtige Erfahrungen für meine Arbeit in München. Langsam bildeten sich klare Strukturen aus. Hatten wir anfangs von 10 bis 19 Uhr mit einer Stunde Mittagspause geöffnet, fanden wir es dann vorteihafter, bereits um 9 Uhr zu beginnen und bis um 18 Uhr ohne Mittagspause anwesend zu sein.



MÜNCHNER INSEL UNTER DEM MARIENPLATZ
Kirchen informieren und beraten

Jahresbericht 1973

1973 war das erste volle Arbeitsjahr der Münchner Ins
nung April 1972). Die Angaben dieses Berichtes sind d
denen des Berichtes von 1972 nur bedingt vergleichbar.

Lage, räumliche Voraussetzungen und Ladencharakter wur
Jahresbericht 1972 beschrieben und haben sich nicht ge
Die Besucherzahl hat sich - 1972 auf das volle Jahr umg
net - um ca. 1/3 erhöht. 1973 wurden ca. 5000 Gespräche
und 2500 Besucher registriert. Detaillierte Zahlenangab
den Sie in beiliegendem Statistikblatt. Diese Daten zei
daß die Münchner Insel immer weiteren Kreisen bekannt g
ist und als neuartige Informations- und Beratungsstelle
Raum München eine Lücke im bisherigen Angebot schließt.
versteht sich in erster Linie als Kontaktstelle und als
scheibe zu Fachberatungen, kommunalen Institutionen und
stellen aller Art.

Aus der täglichen Praxis fiel folgendes auf:

POSITIV

Außergewöhnliches Interesse von Institutionen, Presse,
Funk und Fernsehen.

Zusammenarbeit mit sozialen Diensten aller Art.

Das unkonventionelle Gesprächsangebot der Insel bedeutet o
bar für andere Stellen eine Entlastung und Hilfe: Anerkenn
der spezifischen Arbeitsweise der neuen Einrichtung. Das ze
sich oft in spontaner Hilfsbereitschaft bei Einzelfällen;
auch Privatpersonen und Mitarbeiter in Behörden, Ärzte, Jur
sten, Therapeuten bieten ihre Mithilfe an.

Menschen, die auf diesem Sektor im In
und München besuchen, werden
ehmen Kontakt

So hatten wir in den Vormittagsstunden auch mehr Zeit für Kontakte zu Ämtern und Behörden.
Mitte der 70er-Jahre verstärkten mehrere Sekten ihr Aktivitäten in der Fußgängerzone, daher hatten wir zusätzlich Samstagvormittag geöffnet.
Viel Kraft und Zeit investierten wir für die Vernetzung mit den anderen sozialen Einrichtungen, die in dieser Zeit vermehrt entstanden. Wir hielten es als kirchliche Einrichtung für wichtig, uns in den Pfarreien bekannt zu machen und zugleich gewisse Unsicherheiten und anfängliches Misstrauen gegenüber unserem ökumenischen Miteinander abzubauen. Ich erinnere mich noch heute an einen Ausspruch Kardinal Döpfners während einer Veranstaltung oben auf dem Marienplatz: „Hier unten haben wir unsere Insel.“ Hinzu kamen auch wichtige und gute Verbindungen zu Ärzten und Therapeuten. Rundfunk und Fernsehen fanden unsere Stelle einmalig und interessant.
Lange Zeit beschäftigte uns die Frage, wie und ob wir gleichsam „unter Tage“ ganztags arbeiten können, denn die Räume waren eng, hell nur durch künstliches Licht, und die Luft war sehr schlecht. Zwar sorgte ein Raumfilter für erträgliches Atmen, aber nach nur wenigen Tagen war dieser Filter verschmutzt.
Uns Mitarbeitern wurde bald klar, dass wir nur unter fachlicher Begleitung den unterschiedlichen Begegnungen und Problemen der uns besuchenden Menschen gewachsen sein konnten. Anfangs finanzierte uns ein Münchner Geschäftsmann eine wöchentliche Supervision, bald danach übernahmen beide Kirchen zuverlässig die Kosten dieser Mitarbeiterbegleitung.
Ich durfte fast 25 Jahre als katholischer Leiter in guter ökumenischer Zusammenarbeit und mit einem kompetenten Team in der Insel arbeiten. Die anfänglich angetroffenen Strukturen haben sich bis heute bewährt.

MANFRED MUHL, NORBERT MOHR

VOM ZAUBER DER ERSTEN BEGEGNUNG

Es ist jedes Mal dieser Moment von freudiger Offenheit, Neugierde und einem Hauch Anspannung, wenn ein wildfremder Mensch die Tür zur Münchner Insel öffnet.

Dieser erste Moment, diese ersten Sekunden und Minuten, wenn zwei einander unbekannte Menschen aufeinander treffen, eröffnen einen eigentümlichen Raum von Distanz und Berührung. Ein erster Blickkontakt, erste Worte der Begrüßung und erste Fragen begegnen sich. Diese Faszination, wie wir Menschen in Sekundenschnelle, ob wir es wollen oder nicht, erste Einordnungen des anderen vornehmen auf Grund des äußeren Erscheinungsbildes, auf Grund der Körperhaltung eines Menschen, auf Grund der Sprachfärbung, der Gesten, der gewählten Worte – und wie oft stellt sich im späteren Gespräch alles ganz anders heraus, entpuppt sich ein ganz anderer/eine ganz andere. Wer ist dieser Mensch mir gegenüber, welche Fragen bewegen sie oder ihn? Und in meinem Gegenüber tauchen genau dieselben Fragen auf: Wer ist die Beraterin, kann ich mich ihr anvertrauen, kann ich mich öffnen, werde ich verstanden?

Diese Unmittelbarkeit, ohne Umschweife ins Gespräch zu kommen, ohne Vorklärung durch ein Sekretariat, ohne eine von Dritten getroffene Vorauswahl oder Zuordnung, ohne Terminvereinbarung und Wartezeit. Anonym bleiben zu können, sich nicht erklären, nicht rechtfertigen, nicht für sich werben zu müssen. Und dann dieses direkte und behutsame In-Kontakt-Kommen miteinander, manchmal stockend, zögerlich, ängstlich, beschämt, von Tränen begleitet, zutiefst berührt – oder auch aufgebracht, empört, sprudelnd, durcheinander, unzusammenhängend, kämpferisch, leidenschaftlich. Es sind für mich im wörtlichen Sinne die wunderbarsten, wundersamsten Momente, wenn ich als Gastgeberin den Menschen mir gegenüber hereinnehme in eine mögliche Offenheit, Beweglichkeit und Kreativität. Die braucht es für uns beide im Verlauf des Gespräches, sonst kann es nicht gelingen. Diese Momente, wenn nach dem ersten Erzählen, den ersten Fragen vielleicht ein erstes Verstehen und Sich-verstanden-Fühlen passiert, eine erste Annäherung aneinander. Und dann im weiteren Gesprächsverlauf: Worum geht es diesem Menschen, was will er sagen, was braucht er? Wie gelingt die Einfühlung genauso wie ein Fokussieren, das Angebot, etwas mitzutragen, mit auszuhalten, genauso wie eine hilfreiche Konfrontation und Anregung? Wie gelingt es, die richtige Balance zu finden in diesem Hin-und-her-Pendeln zwischen den Polen von zugewandter Offenheit und Nähe und von konstruktiver Begrenzung und Distanz?

Anstrengend und manchmal geradezu quälend wird es da, wo dieser Balanceakt nicht gelingt, wo ich die Fragen des anderen nicht verstehe, keinen Zugang bekomme zu dem, wie jemand denkt oder fühlt, was jemanden bewegt, ratlos, ärgerlich oder verzweifelt sein lässt. Wo wir offenkundig zwei unterschiedliche Sprachen

Dieser erste Moment,
diese ersten Sekunden
und Minuten,
wenn zwei einander
unbekannte Menschen
aufeinander treffen,...

... eröffnet einen
eigentümlichen Raum von
Distanz und Berührung.

sprechen, wo uns vielleicht auch kulturelle Unterschiedlichkeiten erst einmal trennen, wo es gilt, zu hören, wie man in der Kultur des anderen die Fragen und Probleme löst. Manchmal mischt sich auch etwas Gewalttätiges in die Sprache, in die Begegnung, etwas Vorwürfliches, ein Zu-kurz-gekommen-Sein, eine wütende Auflehnung gegen die Zumutungen des Lebens. Unwillkürlich möchte man widersprechen, begrenzen, zurechtweisen – und tut meist doch besser daran, hinter der Wut die Not des anderen zu suchen und darüber möglicherweise wieder in Kontakt zu kommen. Manchmal gelingt auch dies nicht. Das ist wohl für beide Seiten schwer auszuhalten. Und gelegentlich endet ein Gespräch auch aktiv durch uns, wenn den Entwertungen und den Beschimpfungen kein Einhalt zu gebieten ist.
Doch das sind die Ausnahmen.

Von Joseph Beuys ist die Aussage zitiert: „Die Mysterien finden am Hauptbahnhof statt.“ Genau das ist es, an solch zentralen Verkehrsknotenpunkten, an solchen Orten äußerer wie innerer menschlicher Bewegung findet Leben in all seinen Facetten und in all seiner negativen wie positiven Fülle statt.

Jedem dieser fremden, gemeinsamen Anfänge der Begegnung wohnt der Zauber inne, im anderen Menschen die ganze Fülle seiner Möglichkeiten zu entdecken, gerade angesichts seiner Fragen, Verzweiflung und Ohnmacht. Wenn die Ermächtigung gelingt, sind beide um den Moment des Zaubers und der wieder entdeckten Kräfte reicher.

SYBILLE LOEW

40 WERDEN…

Die Münchner Insel wird 40. Wie ist das, 40 zu werden? Es sind einige Jahre vergangen, seit ich 40 wurde, aber ich erinnere mich an die „Zeitenwende“, die für mich damit verbunden war. Es war ziemlich klar: Jetzt ist es mit dem „Jung-sein“ endgültig vorbei. Es war die Zeit, Bilanz zu ziehen, was ich bisher erreicht habe, wer ich „geworden“ bin, persönlich, beruflich, in meinen Beziehungen, in meiner Spiritualität. Und es war auch die Zeit, Abschied zu nehmen von dem, was ich „nicht geworden“ war.
Kurz gesagt: Ich war viel damit beschäftigt, anzunehmen und anzuerkennen, was ist.

Das war die eine Seite, manchmal nachdenklich, manchmal schmerzhaft. Und die andere Seite kam erst langsam dazu: Was geht neu los? Welche Energie und Kraft steckt in mir? Das war mit einer eigenen Neugier verbunden, ruhiger und sanfter als früher, eher heiter als aufgeregt.

Die Lebensmitte ist eine Zeit der Veränderung, vor allem eine Zeit der inneren Bilanz. Ich erinnere mich an lebendige Gespräche zu der Zeit mit Freundinnen und Freunden, die auch um die 40 waren. Zwischen Ende 30 und Anfang 40 erlebt mancher Mensch diese Zäsur, die wir ein wenig flapsig Midlife-Crisis nennen. Auch in vielen Beratungsgesprächen in der Insel war das „40 werden“ Thema, war spürbar, wie Menschen mit der Bilanz, mit der Anerkennung dessen, was ist, ringen und sich um Selbstwerdung und Integration bemühen: „Mit 40 weiß ich doch, wer ich bin – und erschrecke manchmal darüber…“ Nicht von ungefähr ist das eine Zeit des Übergangs, der Unterscheidung, der Krisen und der (Re-)Integration.

Als „Häutung“ bezeichnet Hermann Hesse die Geschehnisse um die Lebensmitte mit 40: „Es ist eine Häutung im Gang, ein ausgewachsenes Kleid will abfallen, und was ich jahrelang für den Schmerz des Sterben-Müssens angesehen habe, will nun Schmerz der Neugeburt bedeuten.“

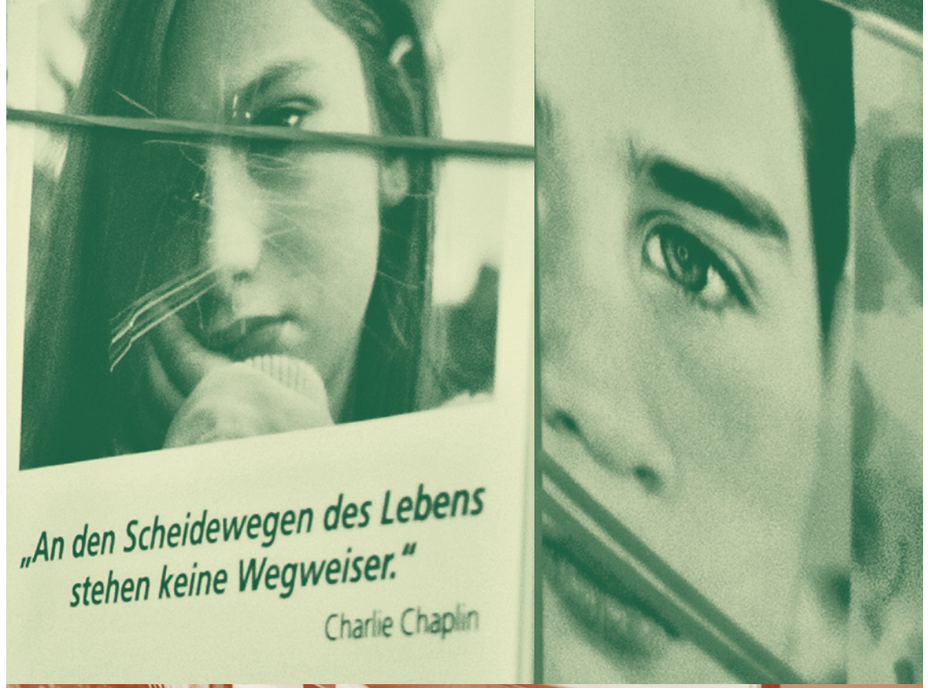
Die Insel häutet sich. Sie musste die alte Gestalt der orangen Kioske aus den 70er-Jahren hergeben und findet sich nun für einige Zeit im Holzhaus am Nordende des Viktualienmarktes wieder. Und in zwei bis drei Jahren kehrt sie zurück ins Untergeschoss des Marienplatzes, mit wiederum einer anderen Haut. Die Insel hat sich vielleicht auch manchmal innerlich gehäutet… Aber im Kern ist sie in den 40 Jahren hoffentlich erkennbar geblieben als Anlaufstelle, die ohne große Hürde erreichbar ist, als Raum, in dem jede und jeder Ratsuchende sich in den Fragen und Krisen seines und ihres Lebens ernst genommen erleben konnte.
In der Lebensmitte ändert sich nicht selten das Verhältnis zur Ursprungsfamilie. Für erwachsene Kinder definiert sich die Beziehung zu den Eltern neu. Unsere beiden „Mütter“ Kirche haben sich auch verändert in den 40 Jahren. Was bleibt und auch die Basis der nächsten Jahrzehnte bildet, ist die Überzeugung, dass die christlichen Kirchen auch den gesellschaftlichen Auftrag haben, für Menschen in Krisen und Nöten da zu sein und Menschen in ihren psychischen, seelischen und spirituellen Fragen zu begleiten. Und da hat neben der Arbeit in den Pfarr- und Kirchengemeinden, in den Verbänden und Diensten die Arbeit der Münchner Insel in allen Veränderungen und Entwicklungen einen festen Platz, auch jenseits der 40.

EWALD EPPING

NIEMAND
IST EINE INSEL

„Ich bin gescheitert, ich habe versagt, ich bin ein Niemand, ich fühle mich wie ein Nichts. Ich bin arbeitslos, lebe von Hartz IV, das reicht in München nicht zum Leben und nicht zum Sterben! Ich habe Schulden. Wissen Sie, wie man behandelt wird, wenn man Schulden hat und von Hartz IV leben muss? Wie ein Niemand, eine Null! Ich bin allein erziehend und weiß nicht mehr, wie es weiter gehen soll. Eigentlich mag ich gar nicht mehr!“

„Ich habe das ganze Wochenende mit keinem einzigen Menschen gesprochen, meine Tochter besucht mich nicht, ruft mich auch nicht mehr an. Am Wochenende kann ich ja nirgendwo hingehen, die Begegnungsstätte ist am Wochenende geschlossen. Ich hab nur das Radio. Dann fang ich wieder an zu trinken...“



„Ich habe so einen Druck in mir, ich kann nicht mehr entspannen, schlafe nachts nur zwei, drei Stunden richtig. Ich habe fast immer Kopfweh. Ich kann mit niemandem darüber reden, dass ich meine Arbeit kaum noch schaffe, das können Sie sich wohl gar nicht vorstellen?! Das darf keiner merken, sonst ist alles aus. Die Anforderungen sind einfach zu hoch! Dieser Stress, dieser Zeitdruck...! Niemand kann mir helfen. Ich weiß nicht mehr, was ich noch tun soll…“

Menschen kommen in die Insel und suchen Information, Rat, Hilfe, Unterstützung, brauchen jemand, der ihnen zuhört, der für sie Zeit hat. Manche fühlen sich wie ein Niemand, manche fühlen sich inmitten der Großstadt oder in ihrer eigenen Familie isoliert und allein wie auf einer einsamen Insel.
Ich versuche, den Menschen, die zu uns kommen, so zu begegnen, dass sie sich in der „Insel“ möglichst nicht wie ein „Niemand“ fühlen müssen, dass sie vielleicht eine Ahnung davon bekommen können, was John Donne vor 400 Jahren mit dem Satz „Niemand ist eine Insel...“ wohl meinte. Nämlich dass wir alle miteinander, auf vielfältige Art und Weise, verbunden sind. Dass alles mit allem auf dieser Welt zusammenhängt, sich gegenseitig beeinflusst, im Positiven wie auch im Negativen. Manchmal gelingt es mir, in den Beratungsgesprächen gemeinsam mit den Klienten neue Perspektiven zu entwickeln, neue Wege und Lösungsmöglichkeiten zu finden, Verzweiflung und Einsamkeit zu mildern.
Es gibt aber auch immer wieder Situationen, in denen mir dies nicht glückt und ich lernen muss zu akzeptieren, dass Menschen die Insel frustriert verlassen, weil sie sich auch von mir unverstanden fühlen. Weil es mir nicht gelang, in einem Gespräch durch einen Schutzpanzer zu dringen und Zugang zu einer tief verletzten Seele zu finden. Weil ich ihre vielleicht zu hohen Erwartungen an ein Beratungsgespräch nicht erfüllen konnte.

„Niemand ist eine Insel...“ heißt für mich auch: Jede Begegnung, jedes Gespräch hinterlässt eine Spur in mir. Manchmal Freude über ein intensives Gespräch. Mitgefühl, Nachdenklichkeit oder Staunen darüber, was Menschen an Schwerem, an Leid und Schmerz ertragen können. Manchmal Zorn und Empörung oder Traurigkeit darüber, was Menschen einander zufügen können. Manchmal Ärger über „schwierige“ oder sehr fordernde Menschen. Manchmal Müdigkeit und Schwere... aber auch Lachen über komische Situationen.

„Niemand ist eine Insel...“ wird für mich auch ganz konkret erfahrbar, wenn Flüchtlinge aus dem Irak, aus Afghanistan, aus Afrika und anderen Ländern in die Insel kommen und Unterstützung benötigen.
Und in letzter Zeit kommen auch zunehmend Menschen aus Griechenland, Italien oder Spanien zu uns.

„Niemand ist eine Insel, ganz für sich;
jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents, ein Teil des Festlandes.“

John Donne (1572 – 1631),
aus:
Devotions upon Emergent Occasions,
Meditation XVII

Sie haben auf Grund der Finanzkrise und wegen hoher Arbeitslosigkeit in ihren Heimatländern keine Zukunftsperspektiven mehr und erhoffen sich Arbeit und ein besseres Leben im wohlhabenden München. Sie brauchen eine Wohnung, Information über Anlaufstellen für Migranten und vieles mehr. Auch München ist keine Insel, wir sind auch verbunden mit der Welt und den Problemen in der Ferne, mit Kriegs- und Krisengebieten.

„Niemand ist eine Insel...“, auch ich nicht! Denn ich arbeite in der Münchner Insel nicht allein, sondern in einem Team von Kolleginnen und Kollegen, die ich sehr schätze und mit denen ich verbunden bin. Denn sie unterstützen mich, wissen manches, was ich nicht weiß. Sie hören mir zu, wenn ich etwas Belastendes loswerden muss. Sie denken gemeinsam mit mir über ein schwieriges Beratungsgespräch nach. Sie lachen mit mir und manchmal auch über mich! Sie reflektieren mit mir in unserer wöchentlichen Supervision meine Arbeit. Sie machen mir Kaffee und bringen Obst und Schokolade mit. Sie ärgern, provozieren und irritieren mich bisweilen und sie inspirieren, trösten und ermuntern mich auch immer wieder. Ich erlebe, dass wir ein gemeinsames Ziel in unserer Arbeit haben und an einem Strang ziehen, auch wenn es ab und zu unterschiedliche Ansichten oder Konflikte geben mag.
Und unsere Insel ist kein isoliertes Eiland, sondern ein Teil im Archipel der vielen anderen psychosozialen Beratungsstellen und Einrichtungen in München, ohne die wir unsere Arbeit nicht so machen könnten, wie sie in den vergangenen 40 Jahren gemacht wurde.

MARTIN SURFLEET

HERZ UND AUGE DES BETRACHTERS

„Eine Insel!" – „Wo denn? Ah – jetzt, ja!"

Auch die kleine Insel Lummerland stellt sich am Ende des Kinderbuchklassikers „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer" lediglich als die oberflächliche Spitze einer versunkenen Welt heraus.

Ein schönes Bild: Die zunächst isoliert betrachteten Figuren und Geschehnisse sind letztendlich doch miteinander verbunden.

Niemand ist eine Insel! Oder doch?

Das Herz mag einen fühlen lassen, als wäre man Robinson Crusoe. Froh über die „Rettungsinsel" und betrübt und verzweifelt ob ihrer Einsamkeit zugleich. „Inselgefühle" können positiv wie auch negativ besetzt sein. Letztendlich sehnen sich viele nach Momenten auf einer Insel in der Südsee unter Palmen. Auf die Dauer bekommt vielen dieses Leben aber nicht und es überkommt einen der „Inselkoller".

Wie fühlst du dich und was siehst du in Momenten der Euphorie, der Trauer … und der Einsamkeit? Willst du verständlicherweise für den Moment eine Insel sein oder aus diesem Zustand heraustreten?

Niemand kann, muss, will auf die Dauer wirklich eine Insel sein!

WOLFGANG TUTSCH

„DAS ATELIER IST ZWISCHEN DEN MENSCHEN“

JOSEPH BEUYS

Warum es mir wichtig ist, in die Insel zu kommen

Es ist schön zu spüren, dass ich den Menschen dort nicht egal bin. Im Übrigen leisten wir auch gemeinsame Arbeit. Ich denke, der Beraterin macht es Spaß, Menschen zuzuhören und für sie da zu sein. Es gibt mir in gewisser Weise Halt, wenn mir der Boden unter den Füßen zu entgleiten droht, zu wissen, dass jemand da ist, wenn man nicht weiter weiß. Es ist ein Wechselspiel im Zwischenmenschlichen, man bekommt und gibt einander zugleich Aufmerksamkeit, tauscht Geschichten aus und baut positive Gefühle auf. Wir reden nicht nur über Probleme, wir können auch zusammen lachen und uns freuen. Ist man mitten in einer Erzählung und die Zeit fast schon verronnen, wird man nicht abrupt unterbrochen und weitergeschickt, so wie in der Fabrik. Die Arbeit verläuft dort nicht wie am Fließband, sondern es wird einem dann noch etwas Zeit geschenkt. Ich fühle mich wohl in der Insel. Die Beraterin kennt sich gut mit Menschen und im Zwischenmenschlichen aus.

Gut finde ich auch, wenn ich kritisiert werde, dabei fühle ich mich nicht angegriffen. Ich mache mir Gedanken über das, was die Beraterin sagt.

Jedes Mal, wenn ich auf dem Weg zur Insel bin, freue ich mich, sie wieder zu sehen, und wenn ich wieder gehe, fühle ich mich freier und erleichtert, nicht ausschließlich, weil ich meinen Sorgen Luft machen konnte, sondern weil es einfach schön war. Mit einem fröhlichen Lächeln gehe ich nach Hause.

Kennen Sie die Weide aus dem Film Pocahontas?

In etwa so ist es mit Frau Svoboda, nur dass sie viel jünger ist. N. (21Jahre)

Der Bericht einer Klientin verlebendigt, was die Beuys'sche Kernaussage für die Arbeit in der Insel bedeuten kann. Krisen, Krankheit und Leid gehören zum Leben, sie fordern heraus. Gefühle von Sinnlosigkeit, Angst und Verzweiflung sind häufige Begleiter und isolieren allzu oft vom Nächsten.
Lebenskrisen sind nicht selten Ausdruck von geistigen Krisen, die auffordern, überholte Vorstellungen und Überzeugungen zu überdenken, manches zu bereinigen und Neues zu wagen. Dabei kommt es nicht darauf an, was die Beraterin meint, sondern darauf, dass der Klient das für ihn Richtige aus eigener Substanz findet.

Wo immer zwei oder drei oder mehr mit solcher Intention zusammenkommen, entsteht ein offener Raum für Begegnung. Die Isolation zwischen den Menschen wird durchbrochen und es kann eine kreative Atmosphäre entstehen, die anregt, erwärmt, befeuert und begeistert. Durch die gemeinsame Arbeit erreichen die Gesprächspartner neue Erkenntnisse. Hier kann die Liebe ein gutes Beispiel sein – wir erreichen sie nicht als befeuerndes, ermutigendes Licht, wenn wir sie egozentrisch ausleben als Fürsorge für oder Ablehnung gegen den Anderen. Wir erreichen unser Gegenüber nur in Anerkennung und Würdigung seiner eigenen Biografie, der wir uns liebevoll und in Demut gegenüberstellen sollten.

Gemeinsam soziale Prozesse anzuregen, Lebensprozesse zu gestalten und zu begleiten ist anregend. Für das Vertrauen, das mir die Menschen entgegenbringen, bin ich dankbar. Jeder Gesprächspartner ist jeden Tag anders, der Suchende ebenso wie der Gebende – das bedeutet jeden Tag neue Arbeit für beide – der Arbeitsplatz:

Das Atelier ist zwischen uns.

MARGOT SVOBODA

VOM VERBUNDEN-SEIN UND EIGEN-SEIN

VOM HALTEN UND LOSLASSEN

„Niemand ist eine Insel“: Diese Aussage tut zunächst ohne Frage gut, erwärmt und gibt Hoffnung. Und doch ist sie für mich voller Widersprüche und Kanten.

Zunächst einmal leben wir in einer Gesellschaft, die eher das gegenteilige Prinzip postuliert. „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied“, „der Einzelne konstruiert sich selbst als Individuum, bastelt seine ganz eigene Lebenswelt“ – diese Vorstellungen sind tief in uns postmodernen Wesen verankert. Auch in der Psychotherapie zielen wir in unserer westlichen Kultur darauf ab, ein stabiles und gesundes Selbst zu schaffen, ein „getrenntes Selbst“, abgegrenzt und autonom. Zu Recht, denn in den Beziehungen belasteter Menschen erkennen wir die Schattenseiten des Verbunden-Seins: Verstrickung und Missbrauch, Kontrolle versus Ohnmacht, Dominanz versus Anpassung. Sich lösen können aus Abhängigkeit und Ausbeutung, zu sich selbst kommen und stehen sind sehr schätzenswerte Entwicklungsziele. Auch in der beraterisch / therapeutischen Beziehung selbst sind Respekt vor der Autonomie des Einzelnen und Freiheit zur Selbstbestimmung unverzichtbar.

In die „Münchner Insel“ kommen Menschen, die sich in tiefen Lebenskrisen befinden, die an Wegkreuzungen des Lebens Entscheidungen treffen müssen, die möglicherweise das ganze Leben verändern; Menschen, die Schicksalsschläge und tiefe Lebenseinschnitte aushalten müssen; Menschen, die sich hilflos fühlen und existenziell bedroht, von Übergängen herausgefordert, die die vertrauten Bewältigungsmöglichkeiten überfordern.

Aus der Traumaforschung wissen wir, dass in solchen Hoch-Stress-Situationen tief verankerte Bindungsbedürfnisse aktiviert werden, ein „Bindungsschrei“ ausgestoßen wird, den wir von klein auf kennen: „Hilf mir, ich bin in Not!“
Manche Menschen leben auch chronisch mit dem verzweifelten Gefühl der Hilfsbedürftigkeit.

Wer hört solch einen bindungs- und hilfesuchenden Ruf? Familie, Partner, Freunde, Kollegen, Nachbarn? Wem fühlen wir uns in Krisensituationen verbunden, wer übernimmt Verantwortung, wenn wir es selbst (momentan) nicht mehr können? Wer gibt Halt? Wer tröstet die Einsamkeit, die spürbar wird, wenn wir aus vertrauten Alltagsstrukturen herausfallen – durch Krankheit, Arbeitslosigkeit, Verlust von wichtigen Bezugspersonen oder Sinnkrisen? Wer will uns dann hören oder kennen oder gar (neu) kennen lernen? Schnell zeigen sich dem Bedürftigen die Grenzen seiner Hoffnung, Zuflucht zu finden in der erlösenden Einladung „Komm doch mit auf meine Insel, ich habe genug Platz und Kraft, meine Insel trägt uns beide“. Damit fühlen sich diejenigen überfordert, die gerne die vergnüglichen Seiten des Lebens geteilt haben. Aber auch „treue Seelen“ signalisieren, dass Zeit und Ressourcen rasch knapp werden.

Und so fragen sich heute nicht nur Einzelne:
Ist unsere Gesellschaft bedroht von Mangel an Verbundensein und Nächstenliebe, vom Zeitgeist des „bröckelnden Bindungskitts“ und den negativen Konsequenzen der Leistungsgesellschaft? Und wie können wir unsere Gesellschaft bewahren vor Vereinzelung und Verantwortungslosigkeit?

Also wer hört, wer hilft? Professionelle Helfer? Die, die dafür da sind, in Notlagen eine „Insel“ zu sein und den „Schiffbrüchigen“ vom Insel-Dasein, auf dem er gestrandet ist wie Robinson Crusoe, zu erlösen? Diesem gesellschaftlichen Auftrag stellen wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Münchner Insel uns bewusst. Denn es ist ein zutiefst christlicher Auftrag der Nächstenliebe: „Niemand ist (und soll) eine Insel (sein müssen)“.

Dass dieser Auftrag gesellschaftlich-familiäres Verbundensein nicht zu ersetzen vermag, ist jeder (Krisen)-Beratungsstelle, jeder Notambulanz und Klinik, ist jedem Professionellen klar. Und doch stellen wir uns der Herausforderung! Da sein, wenn die Not am größten ist; da sein und verstehen, da sein und entlasten, Zeuge sein, Mitmensch, Wissender und Organisator, was gerade gebraucht wird.
Da sein heißt im Krisenkontext vor allem auch, auf einen Hilferuf in Not eine empathische (Bindungs-)Antwort zu geben. Das heißt, das Herz zu öffnen und eine Brücke zur Insel des Anderen zu bauen, ihm spürbar zu machen: „Du bist nicht allein.“ Hier sind wir auf der Beziehungsebene sehr persönlich angefragt. Denn neben aller sonstigen professionellen Hilfe ist gerade der emotionale Kontakt, die ausgestreckte Hand als dringend benötigte Zuwendung das, was im Gedächtnis des Hilfesuchenden positiv verankert bleibt.
Und (!) es gibt die andere Seite: Auf Dauer können und wollen wir (Krisen-)Halt nicht bieten, das erfordert unser Konzept der Kurzzeit-Beratung sowie das der „Hilfe zur Selbsthilfe“; das verlangt auch eine professionelle und ethische Haltung, die die Gefahr der anhaltend emotionalen Abhängigkeit des Hilfsbedürftigen von einem Helfer im Blick haben muss; eine Haltung, die Eigenständigkeit und Selbstbestimmung (-sfähigkeit) respektiert.

Und darüber hinaus stellt sich mir als Krisenberaterin, die ich berührt bin von den Grenzbereichen der menschlichen Existenz, noch eine andere, sehr wesentliche Frage: ist der Mensch angesichts der tiefsten Konfrontation mit Themen von Leben und Tod letztlich nicht doch eine Insel, und allein auf sich gestellt? Allein und verbunden „nur“ mit Gott, der uns im Innersten hält.
Der bekannte buddhistische Meditationsmeister Thich Nhat Hanh hilft mir. Er sagt: „Wenn wir verzweifelt mit Fragen ringen wie: Wer bin ich? Woher komme ich? War ich erwünscht? Was ist der Sinn des Lebens?, dann leiden wir, denn wir sind gefangen in der Vorstellung eines getrennten Selbst.
Doch schauen wir tief, können wir Nicht-Selbst praktizieren. Wir realisieren, dass wir kein getrenntes Selbst sind; wir sind mit unseren Vorfahren verbunden ebenso wie mit allen Lebewesen und Nicht-Lebewesen.“

Ein tröstlicher Gedanke! Und eine Herausforderung, die mich als Beraterin einlädt, im Kaleidoskop von Eigen- und Verbundensein immer wieder neu die Balance zu suchen zwischen den beiden Polen „Niemand ist eine Insel“ und „Jeder ist seine eigene Insel … und darf dies auch sein.“ Und manchmal gelingt es wunderbar, die scheinbar getrennten Pole aufzulösen und zu vereinen.

EVA RITTEL

INS KALTE WASSER

„Niemand ist eine Insel“ – und doch fühlen sich sehr viele Menschen so: isoliert, allein gelassen, nicht mehr einbezogen in unsere Gesellschaft durch Arbeitslosigkeit, Krankheit, „Anderssein“.
Die Münchner Insel jedoch ist ein Ort, an dem es möglich ist, angenommen zu werden, wenn man Fragen an das Leben hat, wenn man strauchelt, wenn einem das Wasser bis zum Hals steht. Dann gilt es, alte, selbstschädigende Muster anzuschauen, ihre Entstehung anzuerkennen, um sie dann loszulassen und neue Wege gehen zu lernen. Durch einfühlsame Begegnungen zwischen Ratsuchendem und Berater kann es gelingen, sich mutig und vertrauensvoll ins kalte Wasser zu wagen, sich von ihm tragen zu lassen oder gezielt „Inseln“ anzusteuern, um Halt zu bekommen, Kontakte zu anderen Menschen zu schließen. Vor allem geht es jedoch darum, zu sich selbst einen liebevollen Kontakt zu finden und ihn zu halten, der einen stark macht und durchs Leben trägt.

ULLA BRAUN

INSELMITTAG

Wir sind Fremde
von Insel
zu Insel.
Aber am Mittag, wenn uns das Meer
bis ins Bett steigt
und die Vergangenheit
wie Kielwasser
an unseren Fersen abläuft
und das tote Meerkraut am Strand
zu goldenen Bäumen wird,
dann hält uns kein Netz
der Erinnerung mehr,
wir gleiten
hinaus,
und die abgesteckten
Meerstraßen der Fischer
und die Tiefenkarten
gelten nicht
für uns.

HILDE DOMIN

GANZ DA SEIN

Rein äußerlich betrachtet, befindet sich unsere Einrichtung mitten im Trubel der Münchner Innenstadt. Wenn Ratsuchende unsere Räume zum ersten Mal betreten, äußern sie sich immer wieder so, dass sie glauben, sich auf einer Insel wiederzufinden. Die Ruhe, Abgeschiedenheit und Schutz bietende Atmosphäre ist für die Menschen, die hierher kommen und sich meist in einer Krise befinden, ein Zufluchtsort.

In meiner Tätigkeit in den letzten sechs Jahren hier in der Münchner Insel erlebe ich, wie wichtig es zunächst für den Ratsuchenden ist, zu erfahren, dass er nicht allein mit seiner Not und seinem Problem ist. Obwohl ich hier nur eine erste Hilfestellung zu rechtlichen Fragen geben kann, kann diese juristische Erstinformation zumindest eine Orientierung und Erleichterung in der Krise sein. Verbirgt sich hinter einem rechtlichen Problem doch oftmals ein tragisches menschliches Schicksal, das nicht auf das Juristische allein reduziert werden kann. Hier ist die Möglichkeit sehr entlastend, die Ratsuchenden dann an meine Kollegen zu einem ausführlichen Gespräch weiterzuvermitteln.

Besondere Herausforderung und Andersartigkeit meiner Tätigkeit im Vergleich zur sonst üblichen Beratungspraxis als Rechtsanwältin ist, dass ich mich auf den Menschen, der als nächster zu mir kommt, weder einstellen noch vorbereiten kann. Auch kann ich Unterlagen vorher nicht sichten, wenn Dienstagnachmittag alle 30 Minuten ein anderer Rat

suchender Mensch vor mir sitzt. Da half mir, in den letzten sechs Jahren die Fähigkeit zu trainieren, ganz da zu sein, gut zuzuhören und so schnell wie möglich das Kernproblem der vorliegenden juristischen Frage herauszuarbeiten und einen möglichen Weg aufzuzeigen, wie es weitergehen könnte. Dies gestaltet sich natürlich oft nicht einfach und da ist die bemerkenswert reiche Vernetzung mit anderen Stellen und Kollegen sehr hilfreich und unentbehrlich.

Gefragt sind also Spontaneität, Konzentration auf das Wesentliche und Kreativität, um einen möglichen Weg für den Ratsuchenden zu finden. Dabei mache ich die Erfahrung, dass sich der Weg oft im Laufe des Gesprächs ohnehin von selbst zeigt.
Befriedigend ist es für mich dann, wenn ich bei der Verabschiedung wahrnehmen darf, dass eine Lösung einer schwierigen juristischen Situation am Horizont sichtbar wird und dass vielleicht sogar eine persönliche Begegnung gelungen ist.

Und wenn es hoch hergeht, meine Beratungszeit eng wird, ich die 30 Minuten schon überschritten habe und die nächsten Klienten bereits im engen Eingangsbereich warten, dann erlebe ich, was es heißt, Kollegen im Rücken zu haben, mit denen es ohne viele Worte möglich ist, solche Situationen gut zu lösen.

DOROTHEA VON DER WIPPEL

...GETRAGEN SEIN

Immer wieder in unserer Arbeit stoßen wir
an Grenzen des beraterisch, therapeutisch oder einfach menschlich Machbaren.
Immer wieder öffnen sich uns und den Ratsuchenden Dimensionen,
die die gute professionelle Arbeit ergänzen,
die Räume öffnen für ein größeres Ganzes,
in das wir vertrauensvoll unsere Existenz legen können oder auch nicht.

Da ist ein junger Mann, evangelisch getauft, dessen jüdischer Vater gerade im mittleren Alter im Sterben liegt. Hinter ihm steht eine jüdische Großfamilie, die während der Nazizeit in die USA emigrierte. Der junge Mann kommt einige Male, um seiner Angst vor dem Sterben des Vaters Worte zu geben. Die Großfamilie steht für das Aufrechterhalten der Fassade. Dahinter blickend steht er alleine da. Der Vater leugnet sein Sterben und auch die Mutter kann ihrer Betroffenheit keinen Ausdruck geben. Er ringt um Wege für die eigene Auseinandersetzung mit dem Abschiednehmen. Beim nächsten Treffen ist der Vater gestorben. Nach einem ersten Erzählen von den letzten Begegnungen entsteht bei uns beiden eine Sprachlosigkeit, die einen Raum eröffnet für etwas anderes. Ich frage ihn, ob wir vielleicht gemeinsam ein Gebet für den Vater sprechen sollen? Er willigt ein. Ich hole eine Kerze zu den Blumen auf dem Tisch und abwechselnd suchen wir tastend nach Worten für das Geschehene. Es wird ein Gebet für den Vater, für den jungen Mann, ein Gebet, in dem Tod und Leben gewürdigt werden.

Da ist eine Dame, die sich mit ihrer Familie um einen minderjährigen Flüchtling gekümmert hat. Über die gemeinsame Pfarrgemeinde entsteht ein familiärer Kontakt. Der junge Mann absolviert die Schule, macht eine Berufsausbildung, zieht in eine eigene Wohnung und bleibt weiterhin gut befreundet mit seiner deutschen Ersatzfamilie. Doch dann häufen sich nächtliche Anrufe, und tiefe Depressionen und Alkoholismus scheinen das Leben dieses jungen Menschen zu erschüttern. Wir können im Gespräch gut klären, dass das unwidersprochene Zulassen dieser Nachtanrufe und die daraus resultierenden Schlafstörungen niemandem helfen. Wir sprechen über das Unbedingt-helfen-Wollen und die Fallen der Co-Abhängigkeit. Erleichtert spürt die Dame, dass der junge Mann von sich aus professionelle Hilfe aufsuchen muss und sie selber sich liebevoll, aber entschieden abgrenzen darf. Das Gespräch scheint beendet, doch dann gibt es noch diese dunkle Nachdenklichkeit und nach einigem Zögern sagt die Dame zutiefst erschüttert: „Ich dachte immer, die Liebe vermag alles“. Dann haben wir uns wieder hingesetzt und haben über die Liebe gesprochen, über dieses Bild eines liebenden Gottes und über die Zweifel, die das Erlebte in Gang gesetzt hat.

Da ist eine allein erziehende Mutter aus Usbekistan. Ein familiärer Konflikt hat die Ehe in der Heimat zerstört und so entschließt sich die sehr gebildete junge Frau, mit dem Sohn einen neuen Anfang in Deutschland zu versuchen. Die deutschen Behörden anerkennen die Studienabschlüsse nicht, so bleiben nur Gelegenheitsarbeiten. Eine neue Beziehung bleibt glücklos. Als ein Freund der Familie den Sohn in kriminelle Kreise zu ziehen versucht, bricht für die Mutter des Sohnes ihre kulturelle und religiöse Welt zusammen. In vielen Gesprächen versuchen wir der inneren und äußeren Bedrohung zu begegnen und für Mutter und Sohn einen Raum des Schutzes zu finden. Nach dem guten Schulabschluss des Sohnes beschließen Mutter und Sohn wieder in ihre alte Heimat zurück zu kehren. Die Mutter kommt ein letztes Mal in die Beratung, um sich zu bedanken und zu verabschieden. Im Mittelpunkt des Dankes steht ihr tiefes Gottvertrauen, das sie getragen hat in den Jahren der schweren Krise und Verzweiflung. Der Abschied wird zu einem gegenseitigen Dank- und Bittgebet von Beraterin und Klientin und endet mit einer Umarmung zweier kulturell sehr unterschiedlicher Menschen, die getragen sind in einem verbindenden Gottvertrauen.

Es kann eine sehr beglückende Erfahrung sein, das eigene Leben und die eigene Arbeit neben allem professionellen Können noch in andere Hände legen zu können. Und das Eröffnen einer spirituellen und religiösen Dimension kann für die Ratsuchenden wie für die Seelsorgenden bedeuten, neben der größtmöglichen Kontrolle des Lebens die befreiende Erfahrung des Geschenks und des Getragenseins zu machen.

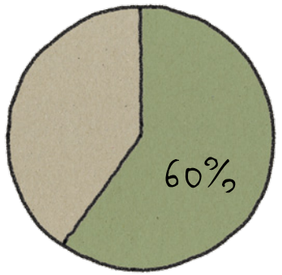
SYBILLE LOEW

Alle persönlichen Details wurden verändert, um die Anonymität unserer Klienten zu schützen.

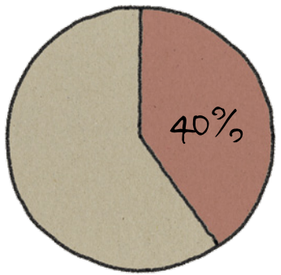
ZAHLEN AUS ZEHN JAHREN

In den Jahren 2002 bis 2011 besuchten im Schnitt 7.792 Menschen die Insel, das sind rund 32 pro Tag. Mit 4670 von ihnen führten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ausführliche Beratungsgespräche. 3.122 Kontakte dauerten unter 15 Minuten – das heißt, es wurden Informationen gegeben, Anfragen beantwortet und kürzere Beratungen durchgeführt. Dazu kamen im Schnitt 3867 telefonische Kurzkontakte pro Jahr.
Mindestens 17 Prozent der Ratsuchenden hatten Migrationshintergrund (nachdem in der Insel anonym beraten wird, können wir nur das Kriterium „hörbar eine andere Muttersprache als Deutsch“ heranziehen). Knapp 57 Prozent der Gespräche waren Erst- oder Einmal-Gespräche. Die stärkste Altergruppe sind die 40- bis 60-Jährigen mit im Schnitt fast 44 Prozent, gefolgt von dem 20- bis 40-Jährigen (knapp 31 Prozent) und den über 60-Jährigen (gut 21 Prozent). Nur zirka vier Prozent sind unter 20 Jahre alt.

Gespräche pro Jahr: 7.792

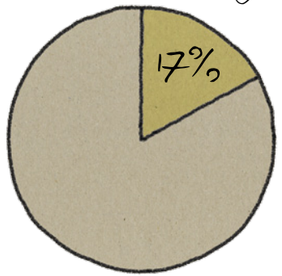


davon ausführliche Beratungsgespräche

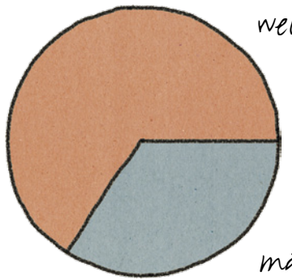


Kurzgespräche unter 15 Minuten

Ratsuchende mit Migrationshintergrund



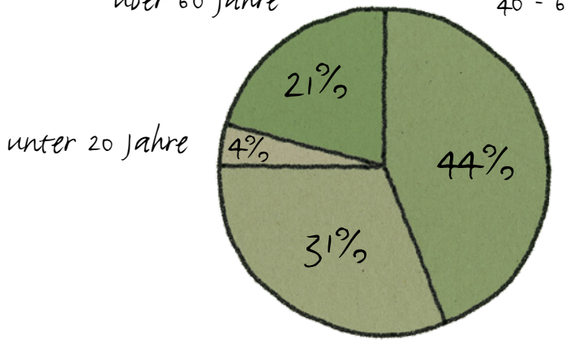
Geschlecht



weiblich

männlich

Alter der Ratsuchenden:



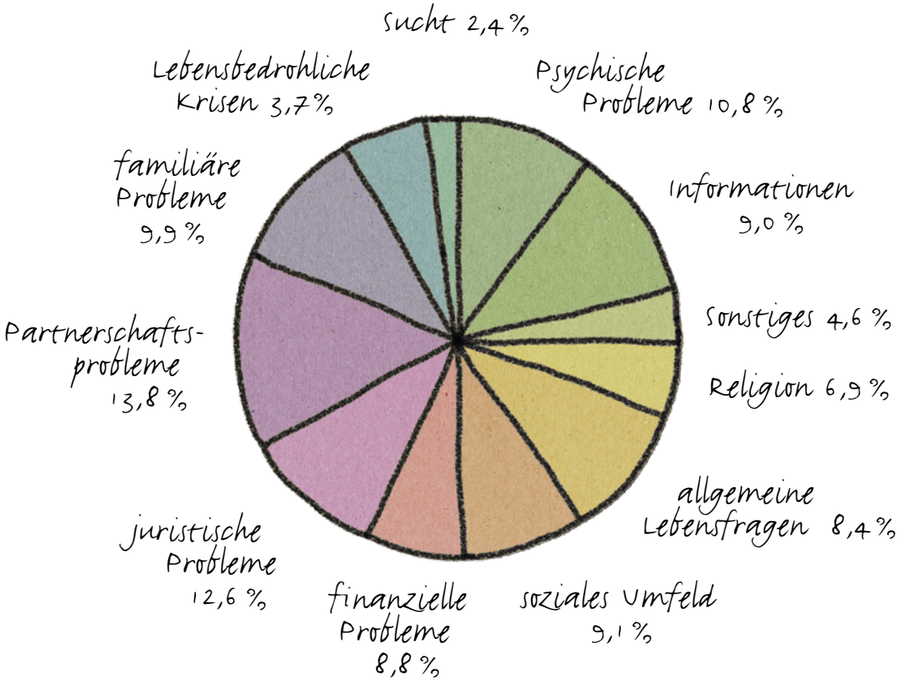
über 60 Jahre

40 - 60 Jahre

unter 20 Jahre

20 - 40 Jahre

Gesprächsanlässe



AUSBLICK

Nun arbeiten wir seit einigen Wochen in unserem Holzbau am Viktualienmarkt das erste Mal in der Geschichte der Insel „überirdisch“, ohne künstliches „Bio-Sonnen-Licht“, ohne verschmutzte Luft und manchmal unerträgliche Hitze, wenn die Klimaanlage mal wieder kollabierte…

Wir Mitarbeitenden genießen diesen Standort ohne Zweifel, aber schon jetzt sind wir uns einig, unsere Zukunft liegt nach dem Umbau wieder im Untergeschoss des Marienplatzes. Nur dort können wir unseren Klientinnen und Klienten (im vorbeiziehenden Strom der Passanten) den anonymen Zugang bieten, den viele benötigen, um Scham und Zögerlichkeit zu überwinden, um unerkannt eintauchen zu können in diesen fensterlosen Schutzraum, der so vielen Menschen Geborgenheit vermittelt, so dass sie sich im Gespräch öffnen können.

Gerade weil das Untergeschoss nach der Renovierung elegant und schick sein wird, braucht es diesen Gegenpol, an dem die Kirchen weiterhin ohne Aufdringlichkeit auch für die Schattenseiten unserer Gesellschaft präsent sind.

Weiterhin möchten wir eine Kontrasterfahrung ermöglichen zum genormt, eng und schnell getakteten Alltag vieler Menschen; auch für die Facebook-Generation möchten wir leibhaftig, von Angesicht zu Angesicht, emotional erlebbar mit Rat und Einfühlung zur Seite stehen.

Wir danken allen Ratsuchenden für das uns entgegengebrachte Vertrauen in all den Jahren und wünschen uns auch für die Zukunft Menschen, die den Mut und die Stärke haben, sich in einer Krisensituation Hilfe zu holen.

SYBILLE LOEW

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DER MÜNCHNER INSEL

Braun, Ursula
Dipl.-Sozialpädagogin, Gesprächspsychotherapeutin

Epping, Ewald
Katholischer Priester, Supervisor, Dipl.-Sozialpädagoge

Haberer, Tilmann
Evang. Pfarrer, Gestaltseelsorger, evangelischer Leiter

Loew, Sybille
Dipl.-Theologin, Kunst- und Psychotherapeutin, katholische Leiterin

Rittel, Eva
Dipl.-Psychologin, systemische Einzel-, Paar- und Familientherapeutin, systemische Supervisorin

Surfleet, Martin
Dipl.-Psychologe, psychologischer Psychotherapeut

Svoboda, Margot
Dipl.-Sozialpädagogin, systemische Einzel-, Paar- und Familientherapeutin, Supervisorin

Tutsch, Wolfgang
Dipl.-Sozialpädagoge, systemischer Einzel-, Paar- und Familientherapeut

von der Wippel, Dorothea
Rechtsanwältin, Mediatorin

HONORAR-MITARBEITENDE:

Bartlechner, Peter
Dipl.-Sozialpädagoge, systemischer Coach

Böhlau, Sabine
Evangelische Theologin, Supervisorin, integrative Beraterin

Brockmann, Bettina
Dipl.-Sozialpädagogin, systemische Einzel-, Paar- und Familientherapeutin

Konrad, Herbert
Dipl.-Theologe, klientenzentrierter Berater

Müller, Marianne
Dipl.-Sozialpädagogin, Erzieherin, Arbeitslosenberaterin

Pfnür, Katharina
Licensed Clinical Mental Health Counsellor, Trauma- und Psychotherapeutin

Pöss, Hans
Leiter des Städtischen Versicherungsamtes München a.D.

Strecker, Jochen
Dipl.-Sozialpädagoge, systemischer Einzel-, Paar- und Familientherapeut und Coach

Wolf, Adalbert
Dipl.-Psychologe, Dipl.-Theologe, Psychoanalytiker

Zirkel, Dagmar
Juristin, Eheberaterin

Klein, Ulf
Supervisor für das Team der Münchner Insel

Das Insel-Team
hintere Reihe v.l.n.r.: Dorothea von der Wippel, Wolfgang Tutsch, Eva Rittel, Margot Svoboda, Ewald Epping
vordere Reihe v.l.n.r.: Ulla Braun, Martin Surfleet,Tilmann Haberer, Sybille Loew

Impressum

HERAUSGEBER:
Münchner Insel am Viktualienmarkt
Prälat-Miller-Weg | 80331 München
V.i.S.d.P. Tilmann Haberer, Sybille Loew, Anschrift w.o.

Alle Texte sind Originalbeiträge
außer „Inselmittag“ von Hilde Domin, aus: dies., Gesammelte Gedichte
© S. Fischer Verlag, Abdruck mit Genehmigung.
Der Satz „Das Atelier ist zwischen den Menschen“ von Joseph Beuys
stammt aus einem Interview in: Der Spiegel Nr. 23/1984.

FOTOS:
Von Freunden und Mitarbeitenden der Münchner Insel
Teamfoto: Meinen
Foto der Münchner Insel am Viktualienmarkt: Simon Gehrke
Fotos zum Artikel „40 Jahre in den Wellen der Großstadt“:
H. Enzwieser/SZ-Photo, O. Schmidt/SZ-Photo, ddp images/AP/SZ-Photo

LAGEPLAN: Gehrke Hildmann, www.gehrkehildmann.com;

GRAFIK: Saba Bussmann, www.flippingpool.de
DRUCK: Irrgang Druck, www.irrgangdruck.de
Auflage: 2500

Die Arbeit der Münchner Insel wird gefördert
durch die Landeshauptstadt München

ÖFFNUNGSZEITEN:

Montag – Freitag
9.00 – 18.00 Uhr

Donnerstag
11.00 – 18.00 Uhr

Münchner Insel